

Leben und Denken

Im Aberglauben, das Wesen des Menschen würde über eine Gestirnskonstellation während seiner Geburtsstunde bestimmt, steckt eine Wahrheit: Kein menschliches Leben kann nämlich adäquat ohne die Kenntnis der Welt, wie sie sich darstellte am Ort und im Augenblick seiner Geburt, erfaßt werden. Erst recht gilt das für eine Person, die ihre denkerische Arbeit der besseren Orientierung in der Geschichte widmete.

Wenn Menschen des Geistes, wie Plessner einer war, Geschichte zu verstehen versuchen, sind sie in keiner besseren Lage als die andern: Der Geschichte, soweit sie die eigene kurze Lebensspanne in Vergangenheit und Zukunft überspannt, sind sie fremd, und der Geschichte in Form von Ereignissen – Goethe sagte: Eräugnissen – in der Gegenwart sind sie ausgeliefert wie farbige Blätter dem Novembersturm. Ihr Verstehen bewährt sich als nur bedingte Freiheit, doch hat es zur Folge, daß sich ihr Leben und Denken zu erzählen lohnt.

Fast jedes Denken liebt es, sich in Entweder-Oder-Situationen als eine Person vorzustellen, die richtig entscheidet; so traut sich ein Denken zu, als steuernde Macht dem Leben Sinn und Richtung zu geben, während es gleichzeitig als Beobachtendes fürchtet, nicht mehr als eine Lebensäußerung zu sein, selbst gesteuert von blindem Willenstrieb. Dieser Alternative muß man entkommen, sie ist unbefriedigend, weil sie weder Freiheit noch Unfreiheit plausibel erscheinen läßt. Darum drängt sich eine andere Konzeption auf, die von der begrenzten Leistungsfähigkeit des Denkens und seiner eingeschränkten Verantwortlichkeit ausgeht. Solch maßvolles Denken durchschaut den Trug des absoluten Entweder-Oder; es kann verstehen, wie sehr die beiden Möglichkeiten auf das gleiche hinauslaufen: Auf überhebliche Willkür und willkürliche Überheblichkeit, die die jeweils umgekehrte Sicht ausblendet. Um überhaupt beim Denken bleiben zu können, nach beiden Seiten hin zurückhaltend, ist solches Denken schwach. Es erfordert Mut, denn es ist nicht gratis, dem Leben gerecht zu werden und ihm

zu dienen. Es durchschaut aber nicht nur die Arroganz und Selbsttäuschung der Macht, sondern weiß um ihre Notwendigkeit und ist darum nie fertig. Es muß sich damit zufriedengeben, daß es trotz allem Mitteilungsdrang so wenig zu sagen hat.

Angesichts eines solchen reifen Denkens verschwindet die Schimäre eines Machtwissens, die in unseren Wissenschaften die Illusion von Beherrschbarkeit und Machbarkeit erzeugt; wie die bescheidenere echte Wissenschaft und Philosophie nimmt es davon Abstand, was heute in Politik und Technik, in Genetik und Ökonomie im Vordergrund steht, nämlich vermeintliche Planung und Gestaltung der Zukunft. Denken in Planspielen und Modellen kann nicht standhalten, früher oder später wird es der Nachdenklichkeit Raum geben müssen, auch in Lehre und Forschung. Solche Nachdenklichkeit wird sich an Plessner wie an einem Beispiel orientieren können.

Sein philosophisches und geschichtliches Nachdenken, das sich einer Öffentlichkeit anbot, sofern diese lernbereit und lernfähig war, konnte nicht einfach auf den nächsten technischen GAU, den nächsten Krieg oder Genozid warten, vor dem es immer schon gewarnt hatte. Seine Äußerungen waren stets Anleitungen zu kritischem und selbstkritischem Denken, nur dieses war eine Gegenmacht gegen die stets drohende Wiederkehr dogmatischer Diktaturen und gegen den Leichtsinn der skeptischen Gleichgültigkeit.

Man muß solches Denken vor dem Hintergrund der Zeit sehen: Im Jahrhundert von Hitler und Stalin galten Philosophien und politische Strömungen als bedeutend, die es nicht waren. Darunter litt Plessner am meisten. Nicht die schlechtesten von den Jungen sind es, die in den Schulen und Hochschulen danach fragen, warum sie denn überhaupt Geschichte und Philosophie lernen sollten, da doch in diesen Wissenschaften noch viel gewissenloser als in den exakten, und mit allen Mitteln geistiger Macht, jede neue gewünschte Denkweise durchgesetzt wurde. Wenn man die Lehrpläne und Prüfungsrichtlinien der vergangenen Jahrzehnte vergleicht, wird die Biegsamkeit der Lehre nach den jeweils erwünschten Werten auch in den demokratischen Gesellschaften offenbar. Bei den unabhängigen Geistern aber, von denen es nicht wenige gab und gibt, erweisen sich Geschichte und Philosophie wie zu Zeiten von Kant als Kampfplatz verfeindeter Wahrheiten,

die sich nur als Streitende voneinander abgrenzen und definieren können. Woraus eben die Frage entsteht: Wozu? Wozu Philosophie? Wozu Geschichte?

Unter den weniger schlechten Antworten, die dem Zweifel am Wert geisteswissenschaftlicher Studien entgegengesetzt werden können, findet sich diese: Wertvoll sind biographische Erzählungen, die dem gelten, wie sich Geschichte und Philosophie in der Epoche verwirklicht hat – in Erfolgsphilosophen und in Marginalisierten, Vergessenen. Aber neben den Denkleistungen dieser klaren Schicksale, die ihre Zeit direkt zum Ausdruck brachten oder sich ihr entgegenzuwerfen versuchten, gibt es die reflektierende dritte Gruppenderer, die sich frei von jedem Machtgehabe und Heroismus nur um das Licht bemühten, das hinter die Geschichte der Sieger und Besiegten zündet, sich ohne Zynismus und Opportunismus der Zeit aussetzten, auch mit ihrer Zeit irrten und diese Irrtümer aufarbeiteten und darum mit ihrem Leben ein Beispiel dafür gaben, daß sich das Denken nicht völlig unterkriegen lassen muß, auch wenn es schwach ist.

Plessners Leben und Denken war den Wirren der Geschichte im 20. Jahrhundert in einem Maß ausgesetzt, das sein Vorbild anziehend macht für den, der nach kritischen Positionen sucht; er hebt sich deutlich ab von den vielen, die ihrer Zeit als Mitläufer oder als ohnmächtige Opponierende zum Opfer fielen. Sein Leben und Denken bahnen dem Studium Wege, denn sie galten der Suche nach dem Sinn von Geschichte und Philosophie, und zwar auf eine individuell einmalige, verhaltene Art und Weise.

Um sich auf dieses Leben und Denken einzustimmen, sollte man sich zuerst in die Zeit hinein fühlen, in der es begann. Es ist eine Zeit, die der Gegenwart beängstigend ähnlich war, aber auch fern gerückt ist.

Deutschland in wilhelminischer, wissenschaftlicher Zeit

Ein Jahrhundert ging seinem Ende entgegen, das sich als ausgezeichnetes fühlte. Aber durfte es das nicht? Es war ein Säkulum des unglaublichsten Aufschwungs gewesen, Europas Jahrhundert, das Jahrhundert der Industrie, geprägt von menschlicher Aktivität, wie sie die Welt noch nie gesehen hatte. Es war der Zustand erreicht, in

dem der weiße Mann über die ganze Welt herrschte, rassistisch, sexistisch, kulturistisch in jeder erdenklichen Art, mit überall ungestrafter Gewalt, ging diese nur von den weißen Männern aus. Duelle und Massaker, nationalistische oder kolonialistische Kriege und technische Wunderwerke für Krieg und Frieden sollten Frauen und Kinder, Eingeborene und Zurückgebliebene im Respekt vor dem sieghaften Geist dieses männlichen Jahrhunderts halten. Es war das Zeitalter der Industrie, der Arbeiterbewegung und der Demokratie, vor allem aber das Zeitalter der Wissenschaft. Und es war das alles ganz besonders in Deutschland, dessen kaiserliche Allüre viel moderner war, als man glaubt. Es gab helllichtige Menschen, die sahen, daß aus dem Großen dieser Zeit auch der große Krieg, die große Revolution kommen mußten.

Immer hielt man sich für überlegen über alle früheren Zeitalter, als ob der Mensch, der ja nur durch Schaden klug wird, durch bloße Erfahrung weiterkäme – so wie sich die Alten aller Zeiten für klüger gehalten haben als die Jungen. Gegen Ende des glorreichen 19. Jahrhunderts täuschte man sich über die wahren Leistungen, hielt viel politisch Fragwürdiges für großartig, verkannte zuweilen die wahren Meister und pries vergängliche. Daß es in diesem Jahrhundert einen Leopold von Ranke gegeben hatte, der die Unmittelbarkeit aller Zeitalter »zu Gott« so schön behauptete, wie er wohl auch die Gleichwertigkeit aller Kulturen vor Gott in sein protestantisches Weltbild aufnahm, war in der Belle Époque so gut wie vergessen. Man schätzte Ranke nicht mehr, hielt ihn für allzu simpel in dem Programm, das er den Historikern gegeben hatte, nämlich herauszufinden, wie es wirklich gewesen sei. Demgegenüber leistete die wissenschaftliche Geschichte jetzt angeblich viel mehr: Für alles, in allem wußte man die kausalen Ursachen mit wissenschaftlicher Sorgfalt herauszufinden.

Die stupenden Leistungen des Jahrhunderts waren von einer Vielseitigkeit und Ausgeglichenheit, wie sie in der Geschichte kaum vorgekommen waren: Es waren Leistungen der Wissenschaft. Wie groß deren Prestige infolgedessen sein mußte, ist kaum mehr nachzuvollziehen, erst recht nicht in einer Zeit, die glaubt, Wissenschaft entstehe wegen der Geldgier patentlüsterner Auftraggeber, unter der genialen Leitung von Technikern, angetrieben von der Ruhmsucht egoistischer Forscher und mit größerem oder geringerem Erfolg je nach Qualität des Marketings. Wissenschaft war selbstge-

wiß und besaß einen Kranz von Ergebnissen, aus dem hier nur als Beispiele die Kenntnis des periodischen Systems der Elemente, ihrer chemischen Verbindungen und Reaktionen, die Enträtselung von Magnetismus und Elektrizität, die Entdeckung der Mikrolebewesen als Krankheitserreger und Gehilfen allen Stoffwechsels, die Entdeckung der Erdzeitalter und der sie repräsentierenden Gesteine und Fossilien zu nennen sind. Der Siegeszug der Naturwissenschaft fand eine Parallele in den Wissenschaften des Rechts und der Gesellschaft, der Kunst und Geschichte, der Religion und der Psychologie.

Es kann auch nicht erstaunen, daß bei aller Besorgnis – man gab furchterregend viel Geld für militärische Aufrüstung aus und taumelte in der Außenpolitik von Krise zu Krise – auch das Schicksal der Menschheit durch rationale wissenschaftliche Vorsorge beherrschbar schien. Internationales Recht und nationale Handels- und Zivilrechte aller großen und mittleren Staaten wetteiferten in der Herstellung größtmöglicher Rechtssicherheit. Eine Zivilisierung dessen, was Macht und Staat sein konnten, gelang: Nie hätte man sich seit der Römerzeit der universalen Gültigkeit allgemeiner Normen und plausibler Grundsätze so sicher sein können. Offene Grenzen, fast gleiche Gesetze, freier Handel bei ergiebigen Schutzzöllen, vermutlich in absehbarer Zukunft Rechtssicherheit auch bei internationalen Krisen und Kriegsgefahren: Auch das war ein Grundgefühl für das ausgehende Jahrhundert. Oberschichten reisten in Länder mit besserem Klima, um ihre Gesundheit zu pflegen. An deutschen Universitäten lernten Studenten aus aller Welt, sogar aus Amerika und Japan, die davon zeugen konnten, was für eine Sicherheit des Wissens und der Forschung ein glänzendes 20. Jahrhundert versprach. Hervorragende Übersetzer sorgten dafür, daß aktuelle Nachrichten und Ideen, klassische Nationalliteraturen und Wissenschaften aller Bereiche, nicht etwa nur Naturwissenschaften, den Gebildeten aller Länder zugänglich wurden. Billige broschiierte Bücher machten, zum Beispiel als »Reclams Universal-Bibliothek«, die Kultur der ganzen Welt jedem, der nur lesen wollte, leicht zugänglich.

Nur die Philosophie war verkommen. Nach dem großen Entwurf der romantischen Zeit, nach dem subjektiven Idealismus Fichtes, dem objektiven Schellings und dem absoluten Hegels war angesichts ihrer Unfähigkeit, die Fortschritte der Naturwissenschaft zu begreifen, ihr Schicksal die grausame Nichtbeachtung. Zwar exi-

stierte Philosophie in akademischer Pracht, aber doch eher als eine gut restaurierte Antiquität denn als eine wirkliche Leistung der Zeit. Ihre Macht war gebrochen. Ihre Vertreter mochten sich sonnen im Olymp eigener Einschätzung; die Gesellschaft war von menschlicheren Bedürfnissen geleitet als demjenigen kompromißloser Wahrheitssuche. Hätte jemand den Eltern einen großen Philosophen als Sohn prophezeit, sie wären mit dem Wunsch »*Mag er etwas Nützliches werden...*« dazwischengefahren.

Die Schatten über Plessners Geburtsstunde

Bismarck tobte, fünf Jahre nach seinem Sturz, der würdelos vollzogen worden war. Grollend hatte der alte Staatsmann und Baumeister des Zweiten Deutschen Reiches seine bösen *Gedanken und Erinnerungen*, ein selbstgerechtes Memoirenwerk, hinterlassen, mit denen er späteren Besserwissern einen Steinbruch von schweren Brocken hinterließ, damit das Vorgehen seiner Nachfolger zu bewerten.

Er hatte, wie so viele Große, keinen unter sich aufkommen lassen, hatte im Schatten seines älter und älter werdenden Herrn, Kaiser Wilhelm I., Wunder vollbracht in der inneren wie der äußeren Politik. Was die meisten Europäer kaum erwartet hatten, war ihm gelungen: Zwanzig Jahre Weltfrieden mit aller Macht und aller Zurückhaltung durchzusetzen, die überhaupt möglich war. Jacob Burckhardt hatte ein Zeitalter europäischer, ja weltumspannender Kriege vorausgesagt nach den leichten Siegen von 1864 bis 1870, und er war damit nicht allein. Er hatte sich getäuscht; Bismarck schuf Frieden und ein allgemeines Vertrauen in anscheinend selbstlose deutsche Vermittlung. Im Inneren hatte der Reichskanzler einen mutwilligen Kampf gegen den ungefügigen Katholizismus und einen verzweifelten gegen die mächtig aufkommende Arbeiterbewegung angefangen; mit einem Sozialversicherungswerk ohnegleichen in der bisherigen Geschichte nahm er sich schon der Probleme des 20. Jahrhunderts an. Das kurze Intermezzo des zweiten Kaisers, Friedrich Wilhelm, der ein Schwiegersohn der Queen Victoria, ein Bewunderer Englands und ein durch und durch als liberal geltender Mann war, dauerte danach nur drei Monate, dann folgte der Enkel. Bismarck, der sich zum Teil auf den eigenen

Sohn stützen mußte, zum Teil auch einfach seine Gegner gegeneinander auszuspielen verstand, war plötzlich zum Mann der Vergangenheit geworden. Seine Hauptleistung, als die die militärische Hochrüstung erschien, sicherte die deutsche Macht – ihre natürliche Folge, die universelle Beschleunigung der Kriegsrüstung, wurde viel zu wenig beachtet. Von einem jungen Herrscher, der offenkundig wenig Vertrauen verdiente, plötzlich entlassen, schien Bismarck zu ahnen, welche Gefahren durch sein Lebenswerk heraufbeschworen waren. Als sich in Großbritannien die Irritationen über die Flottenrüstung und die seltsamen Bündnisangebote mehrten, war niemand im deutschen Reich imstande, die Alarmzeichen zu lesen. Das so selbstbewußte Schiff des deutschen Reiches, dessen Bewohner zum allerkleinsten Teil daran zweifelten, im modernsten und besten und sichersten Fahrzeug zu leben, fuhr 1914 auf den Eisberg der Sarajewo-Krise los wie die Titanic gut zwei Jahre früher. Einen einzigen hatte es gegeben, der die Zukunft genau vorhersah, aber er redete ins Leere, selbst bei seinen Parteifreunden, und er behielt seine verzweifelte Konsequenz für sich: August Bebel, der schließlich 1910 in Zürich zu Grabe getragen wurde, hat in seinen letzten Lebensjahren für das neutrale Großbritannien spioniert, dreißig Jahre vor der Roten Kapelle, aber aus der gleichen letztlich humanitären Verpflichtung heraus. Er hielt den deutschen Imperialismus für eine Weltgefahr.

Wie hätte man so etwas in der friedlichen Bevölkerung zum Beispiel in Wiesbaden auch nur ahnen können? Die schleichend wachsende Ablehnung gegenüber den Deutschen schien zuerst nicht mehr als der gewöhnliche Neid gegenüber Erfolgreichen zu sein.

»Die Zeit unserer bedeutenden Vollbärte, die 48er Jahre, war die Zeit, in der der Deutsche noch eine große Ausstrahlung auf seine Umwelt hatte. Seit dieser Zeit wächst die Antipathie.«¹

Das schreibt Plessner 1960 mit schierem Erstaunen. Man war doch eher stolz darauf gewesen, zu sich selber Distanz zu haben. Nietzsche, an der deutschen Frage krank seit seiner Jugend, mochte am Ende die Deutschen hassen und ihnen alle andern europäischen Völker vorziehen, in heiter-ironischen oder beleidigt-ressentiment-geladenen Aphorismen sein Befremden über sie formulieren; ernst nahm man solches nicht. Plessner brauchte lange, um ihn zu

verstehen; anders als Heidegger oder Sartre schrieb er eher selten über ihn, hielt Distanz, die er erst als älterer Feriengast überwand. Er vermied es nach Möglichkeit, den Umnachteten zu zitieren, den er für einen gleichzeitig überschätzten und unterschätzten Geist hielt. 1935 würdigte er ihn endlich in seinem Buch über Deutschland:

»Gerade daß er mit dieser Lehre (gemeint ist: von der ewigen Wiederkunft des Gleichen) scheidert, zeigt das Gewicht der vorweggenommenen Sinnlosigkeit, dem der Mensch von heute noch nicht gewachsen ist.«²

Preußen-Deutschland war, das erste Mal in der Geschichte, ein ganz klar protestantisch dominierter gesamtdeutscher Staat, so ungewöhnlich wie nach 1949 die westdeutsche Bonner Republik, in der wieder die Katholiken den Ton angeben sollten. Zum Protestantismus gehört als bürgerliche Moral, daß das Innere dem Äußeren unbedingt vorzuziehen sei; dem verdienstlichen *»mehr Sein als Scheinen«* war vielleicht in erster Linie anzulasten, daß man nicht gerade das beliebteste Volk bleiben konnte.

Das Reich also, in dem Plessner ein Knabe war, war – gegen alle Vernunft – in einer mythischen Erbfeindschaft an das westliche Nachbarland gekettet, und es wußte schon, daß die Freundschaft mit Rußland verloren war. Aber was war daran beunruhigend, daß die für korrupt eingeschätzte französische III. Republik, deren Präsident Carnot 1894 ermordet worden war, sich Rußland zur Quasi-Kolonie erkor, dessen Kaiser Alexander II. 1881 durch ein Bombenattentat getötet worden war? Vom Dreyfus-Skandal erschüttert, zählte Frankreich jenseits des *savoir-vivre* und der Malerei im politischen Sinn einfach nicht zur ersten Klasse. Das Reich der Sicherheit und des Rechts, vor allem aber der Kultur und der christlichen Religion, der Kunst und der Wissenschaft, war das Zweite Deutsche Kaiserreich. Es fühlte sich, ganz zu Unrecht, sicher in seiner militärischen Macht, die von keiner anderen übertroffen wurde.

Die Grenzen waren offen, auf dem Rhein fuhrten Schiffe vieler Nationen, genau wie heute. An der Spitze standen zweitklassige Staatsmänner, die mit dem unsteten Kaiser nicht umzugehen wußten und die Gefahren im Südosten, wo das Habsburgerreich seinem Ende entgegenrudelte, sträflich verharmlosten. Politisch konnte das Reich nur verlieren, so in der ersten Marokkokrise 1906 auf

der Konferenz von Algeciras – Bebel redete im Reichstag so scharf, daß der Kanzler in Ohnmacht fiel –, in der Krise um die Annexion von Bosnien durch die Donaumonarchie 1909, am deutlichsten in der zweiten Marokkokrise 1911, als der Panthersprung nach Agadir zur veritablen Blamage geriet.

Was niemand wissen konnte, aber eigentlich auf der Hand lag: Deutschland besaß Pläne für einen eventuellen Krieg – selbstverständlich nur für einen aufgenötigten Krieg, in dem Angriff die beste Verteidigung sein würde – Pläne, die in die Katastrophe führen mußten. Nun haben Generalstäbe aller Länder zu allen Zeiten törichte Pläne gehegt, mißgeleitet durch die institutionelle Dummheit der Nachrichtendienste (selbst die kleine Schweiz plante viermal zwischen 1880 und 1914 die nötigen Feldzüge in der Lombardei, die einem italienischen Angriff hätten zuvorkommen sollen...); der Plan des deutschen Generalstabschefs Schlieffen aber aus dem Jahr 1905, den man 1914 noch nicht revidiert hatte, darf als verhängnisvollstes Beispiel ungemäßer Zukunftsvorbereitung gelten. Indem man annahm, im Falle eines Konflikts wegen der langsamen russischen Bereitstellung genügend Zeit für die Niederwerfung Frankreichs zu haben, stellte man sich eine doppelte Falle – a) sollte Rußland mit den Fortschritten des Verkehrswesens fähig werden, schneller mobilisiert zu sein, konnte die Rechnung nicht aufgehen, so daß man in jeder Krise in die Zwangslage geriet, lieber jetzt als später loszuschlagen; b) sollte aber Großbritannien für die Duldung der notwendigen Verletzung belgischer Neutralität nicht gewonnen werden, so geriet man in einen Weltkrieg. Daß dann im wirklichen Ernstfall Rußland seine Armeen mitten im Frieden einfach vorsorglich bereitzustellen begann, damit hatte man schon gar nicht gerechnet. Die Niederlage mußte kommen, sie war zwingend.

Grundstimmungen des Jahrhundertendes schon waren exzessiver Militarismus und darin eingeschlossen Fatalität. *»Niemand ist dafür verantwortlich, daß er überhaupt da ist, daß er so und so beschaffen ist, daß er unter diesen Umständen, in dieser Umgebung ist. Die Fatalität seines Wesens ist nicht herauszulösen aus der Fatalität alles dessen, was war und was sein wird. Es ist nicht die Folge einer eignen Absicht, eines Willens, eines Zwecks, mit ihm wird nicht der Versuch gemacht, ein Ideal von Mensch oder ein Ideal von Glück oder ein Ideal von Moralität zu erreichen – es ist absurd, sein Wesen in irgendeinen Zweck hin abwälzen zu wollen. Wir haben den Begriff Zweck erfunden: In der Realität*

fehlt der Zweck.« Nietzsches Worte geben dem Reich mit seinem Glanz den richtigen Beiklang. Was niemand ahnte, niemand realisierte: Sein Zweck war unterzugehen. Fatalismus wirkte schon übermächtig auf Helmuth Plessner, als er noch ein Knabe war.

Metaphern für Plessner

Wer ein langes Leben hat, verwirklicht mehr als eine Möglichkeit. Bei der Betrachtung von Plessners Leben drängen sich vier literarische Motive auf. Sie passen zu ihm, nicht unbedingt einzeln, aber sehr wohl als Metaphernstrauß.

Sein Dasein als Mann, ein überbehütetes und zugleich von liebevoller Bewunderung begleitetes, ist dem von Prinz Klaus Heinrich in *Königliche Hoheit* zu vergleichen. Den behinderten Arm nahmen nicht wenige als ein Zeichen des Versprechens, vergleichbar der Prophezeiung aus dem Rosenbusch in Thomas Manns Roman: »Das Land werde durch ihn großen Gewinn erlangen.«

Seine Ambition, mit der er sich der Welt stellte, findet in Walther Stolzing, *Die Meistersinger von Nürnberg*, das treffende Vorbild. Er mußte auf einen Unbestechlichen hoffen, der über den Konkurrenten stand und ihn, gegen die Meute der beckmessernden Scholaren, als Sieger ausrufen sollte. Plessner erlebte seine Bestätigung nicht; auf den, der ihn im gleichen Sinn wie Wagners Hans Sachs für den Meister erklärt, wartet sein philosophisches Werk noch heute.

Auf das Katheder der Philosophie zugelassen – dies war er nur solange, wie die Weimarer Republik dauerte –, gelang es ihm nie, mehr zu sein als ein liebenswerter Vermittler wie Quinquín in *Der Rosenkavalier*. Daß er andere, rüde Gesellen ankündigte, war eine Wahrheit; zu Deutschlands Unglück erschien kein *Deus ex machina*, der die Sache gerichtet hätte wie in Hugo von Hofmannsthals und Richard Strauß' Oper. Aber den Boten für den Bräutigam zu nehmen, das heißt, auf seine Philosophie als eine Liebenswerte zu setzen, bleibt seinen Lesern als Option.

Zuletzt brachte er seine Philosophie vor allem als Soziologe unter die Leute, da glich er genau jenem Schuster, der in naiver Form dem Volk vermittelte, was in anderer Form keine Beachtung fand, wie Heinz Rühmann als *Der Hauptmann von Köpenick*: Die Einsicht, daß niemand sein Leben auf Gehorsam, Anpaßung und Zeitgeist